

MATHIAS ÉNARD

ZONE

Roman

Aus dem Französischen
von Holger Fock und Sabine Müller



BERLIN VERLAG

Für die Welt der »A«s

*Und gingen hinunter zum Schiff,
Kiel gegen Brecher gestellt, Bugspriet aufs heilige Meer,
Und wir holten Segel und Rah an, auf jenem schwarzen Schiff,
Schleppten Schafe an Bord, alsbald auch uns selber.*

EZRA POUND

*Ich und Jerusalem: wie ein Blinder und ein Beinamputierter
Er sieht für mich
Bis zum Toten Meer, bis zum Ende aller Tage.
Und ich habe es auf meinen Schultern
Und gehe blind umher in meiner Finsternis darunter.*

JEHUDA AMICHAI

I

alles ist schwieriger im Mannesalter, alles klingt falscher ein wenig metallisch wie das Geräusch zweier Bronzeschwerter die gegeneinanderschlagen, sie werfen uns auf uns selbst zurück ohne uns irgendeinen Ausweg zu lassen ein schönes Gefängnis ist das, man reist mit allerhand Zeug, einem Kind das man nicht getragen hat einem kleinen Stern aus böhmischem Kristall einem Talisman, entlang der Schneefelder die man schmelzen sieht nach der Umkehr des Golfstroms Präludium zur Eiszeit, Stalaktiten in Rom und Eisberge in Ägypten, in Mailand hört es nicht auf zu regnen, ich hatte das Flugzeug verpasst vor mir lagen ein-tausendfünfhundert Kilometer Zugfahrt jetzt sind es noch fünf-hundert, heute Morgen glänzten die Alpen wie Messer, ich zitterte vor Erschöpfung auf meinem Sitzplatz und konnte kein Auge zutun, ich bin völlig zerschlagen wie ein Drogensüchtiger, im Zug habe ich ganz laut mit mir selber geredet, oder ganz leise, ich fühle mich uralt, ich möchte, dass der Zug weiterfährt weiterfährt dass er bis nach Istanbul oder Syrakus fährt dass er wenigstens bis zum Ende fährt dass er bis zum Ziel der Reise fahren kann ich dachte oh ich bin wirklich zu bedauern ich habe Mitleid mit mir bekommen in diesem Zug dessen Rhythmus einem zuverlässiger die Seele öffnet als ein Skalpell, ich lasse alles an mir vorbeirauschen alles flieht alles ist schwieriger in diesen Zeiten entlang der Bahngleise ich würde gerne einfach von einem Ort zum nächsten fahren wie es für einen Reisenden selbstver-

ständiglich ist gleich einem Blinden den man am Arm nimmt wenn er eine gefährliche Straße überquert, aber ich fahre nun einmal von Paris nach Rom, und im Mailänder Hauptbahnhof, in diesem Echnaton-Tempel für Lokomotiven, in dem trotz des Regens noch etwas Schnee liegt, drehe ich mich im Kreis, betrachte ich die riesigen ägyptischen Säulen, die die Decke stützen, sitze ich auf einer Caféterrasse mit Blick auf die Schienen wie andere mit Blick aufs Meer sitzen und trinke ein Gläschen aus Langeweile, es tut mir überhaupt nicht gut, für ein Besäufnis war es nicht der richtige Zeitpunkt, es gibt so viele Dinge, die einen vom Weg abbringen, irreführen, und dazu gehört auch der Alkohol, der tiefer in die Wunden schneidet, wenn man sich allein auf einem riesigen eiskalten Bahnhof befindet und nur noch ein Ziel kennt, das zugleich vor und hinter einem liegt: der Zug fährt nun mal nicht im Kreis, sondern von einem Punkt zum anderen, ich aber kreise im Orbit wie ein Gesteinsbrocken, ich fühlte mich wie ein nahezu schwereloser Stein, als mich der Mann auf dem Bahnsteig ansprach, ich weiß dass ich Verrückte und Gestörte anziehe, in solchen Zeiten verfangen sie sich gern in meinen Schwächen, finden sie in mir einen Spiegel oder einen Waffenbruder und he der ist echt verrückt Priester einer unbekanntten Gottheit er trägt eine Narrenkappe und hält eine Schelle in der linken Hand, die rechte streckt er mir entgegen und schreit auf Italienisch: »ein letzter Handschlag noch, Kamerad, vor dem Weltuntergang«, ich wage es nicht einzuschlagen aus Angst, er könnte recht behalten, er dürfte ungefähr vierzig sein, nicht älter, und er hat den scharfen und inquisitorischen Blick der Irren, die dich löchern, weil sie für einen Augenblick einen Bruder in dir entdeckt haben, ich zögere angesichts der ausgestreckten Hand starr vor Entsetzen wegen dieses irren Lachens und antworte

ihm »nein danke«, als ob er mir eine Zeitung verkaufen oder eine Kippe anbieten wollte, woraufhin der Verrückte mit seiner Schelle klingelt mit seiner tiefen Stimme in ein finsternes Lachen ausbricht und auf mich zeigt mit dem Finger der Hand die er mir entgegenstreckt, dann spuckt er aus, geht weiter und der Bahnsteig ist wie leergefegt von einer gewaltigen fast hoffnungslosen Einsamkeit, in diesem Augenblick gäbe ich alles für Arme oder Schultern, sogar den Zug der mich nach Rom bringt, auf alles verzichten würde ich, nur damit jemand hier in der Mitte des Bahnhofs erscheint, zwischen den Schatten, unter den Menschen ohne Menschen den Reisenden, die sich an ihre Handys und Koffer klammern, unter allen, die während des kurzen Abstechers, der sie von Milano Centrale nach Fossoli Bozen oder Triest bringen wird, verschwinden und ihre Körper aufgeben, es ist schon lange her, Gare de Lyon in Paris, da hat mir ein verrückter Mystiker ebenfalls den Weltuntergang verkündet und er hatte recht, ich hatte mich damals im Krieg in zwei Teile gespalten und war zerschellt wie ein winziger Meteorit, einer von denen die nicht einmal am Himmel leuchten, ein natürliches Geschoss, dessen Masse den Astronomen zufolge lächerlich gering ist, der Verrückte auf dem Mailänder Bahnhof erinnert mich an den sanften Irren von der Gare de Lyon, ein Heiliger, wer weiß, vielleicht war es derselbe Mann, vielleicht waren wir im selben Rhythmus aufgewachsen jeder für sich mit seinen jeweiligen Wahnvorstellungen, die auf Bahnsteig 14 des Mailänder Hauptbahnhofs wieder zusammenfinden, in einer Stadt mit dem Namen eines Raubvogels und eines spanischen Generals, die am Rand der Poebene liegt wie auf einem Firn, den die Alpen langsam erbrochen haben, deren Gipfel ich sah, Feuersteinklingen, die den Himmel aufschlitzen und den Ton zur Apokalypse angeben, bestätigt vom

Narren mit der Schelle in diesem Heiligtum des Fortschritts, den die Stazione di Milano Centrale darstellt, die in der Zeit verloren ist wie ich hier in dieser eleganten Stadt mit einer Augenklappe wie Millán Astray, der einäugige General, ein Raubvogel, fiebrig, bereit, zitternde Körper in Stücke zu reißen, kaum dass sie wieder im Licht von Raub und Gefahr erschienen ist: Millán Astray hätte es gern gesehen, wenn Madrid zu einem neuen Rom geworden wäre, in jenem großen kriegerischen Präludium der 40er Jahre diente er seinem glatzköpfigen Idol dem iberischen Duce Franco, dieser einäugige und kriegslüsterne Offizier war Fremdenlegionär und als guter Kriegsprophet rief er *Viva la muerte*, und er hatte recht, noch in Polen würde man die Todesfuge spielen, würde sich eine riesige Welle von Leichen bilden deren Gischt schließlich in Triest oder Kroatien die Adriaküste umspülte: während sich die Reisenden auf dem Bahnsteig drängen um die Fahrt an das Ende der Welt anzutreten und in den Zug zu steigen, der sie geradewegs dorthin bringt, denke ich an Millán Astray und seine Kontroverse mit Unamuno, dem strengen Priester der Kultur, Unamuno war ein so klassischer und so erhabener Philosoph dass er das Blutbad nicht kommen sah, er konnte nicht zugeben, dass der einäugige General recht behalten würde, als er seinen Schäfchen *Es lebe der Tod* zurief, denn dieser Falke hatte gespürt (Tiere zittern vor dem Gewitter) dass Kadaver sprießen würden, dass der Tod einige Jahre aus dem Vollen schöpfen würde, bevor auch er in einem Zug endete, einem Zug zwischen Bozen und Birkenau, zwischen Triest und Klagenfurt oder zwischen Zagreb und Rom, wo die Zeit stehenblieb wie sie für mich auf diesem von Waggonen, von fauchenden und keuchenden Triebwagen gesäumten Bahnsteig stehengeblieben ist, eine Pause zwischen zwei Toden, zwischen dem spanischen Soldaten

und dem gleichnamigen Bahnhof, so vernichtend wie der Kriegsgott Ares persönlich – gedankenlos zünde ich mir eine letzte Zigarette an, ich muss mich auf die Zugfahrt, den Ortswechsel einstellen wie alle Reisenden, die den Bahnsteig des Milano Centrale abschreiten auf der Suche nach einer Liebe, einem Blick, einem Erlebnis, das sie aus dem endlosen Kreislauf, dem Tretrad herausholt, nach einer Begegnung, irgendeinem Ereignis, um sich selbst, dem Geschäft mit dem Leben, der Erinnerung an Aufruhr und Verbrechen zu entkommen, aber es ist doch komisch, dass genau in diesem Augenblick keine einzige Frau auf dem Bahnsteig steht, und so steige ich angetrieben vom Gedanken an Millán Astray und seine Augenklappe meinerseits in den italienischen Schnellzug ein der vor zehn Jahren noch der Gipfel des Fortschritts und der Technologie gewesen sein muss, weil seine Türen automatisch schlossen und er bei gerader Strecke und schönem Wetter schneller als zweihundert Stundenkilometer fuhr und heute, da wir dem Weltuntergang ein Stück näher gekommen sind, ist er nur noch ein Zug, so geht es mit allen Dingen, mit Zügen wie mit Autos, Umarmungen, Gesichtern, Körpern: wenn sie nach einigen Jahren erst einmal faulig oder rostig sind, erscheinen ihre Geschwindigkeit ihre Schönheit oder ihre Hässlichkeit ganz und gar lächerlich, über das Trittbrett trete ich in eine andere Welt, der Velours verdichtet alles, die Hitze ebenfalls, mit dem Besteigen des Waggons habe ich sogar den Winter hinter mir gelassen, es ist eine Zeitreise, heute ist kein Tag wie jeder andere, der 8. Dezember ist ein besonderer Tag der Tag der Unbefleckten Empfängnis und nachdem mir soeben ein Irrer den Weltuntergang verkündet hat verpasse ich nun die Moralpredigt des Papstes auf dem Spanischen Platz, ein letztes Mal hätte ich den Pontifex sehen können, den spirituellen Nachfolger

des ersten Palästinenserführers, den einzigen, der irgendetwas erreicht haben soll, dabei war das keineswegs von vornherein ausgemacht für den abgebrannten, schwächtigen levantinischen Jammerlappen der zeit seines Lebens keine einzige Zeile niedergelegt hat, draußen auf dem Gleis neben uns ist ein Zug eingefahren und hinter der Fensterscheibe hat ein hübsches Mädchen etwas im Blick, ich glaube sie spricht mit jemandem, den ich nicht sehe, sie ist mir sehr nahe tatsächlich höchstens einen Meter von mir entfernt nur zwei ziemlich schmutzige Scheiben trennen uns ich muss stark sein ich darf nicht bei den Gesichtern junger Frauen verweilen ich muss mich wieder zusammennemen Schwung holen für die verbleibenden Kilometer für die Leere danach und das Grauen der Welt ich ändere mein Leben wechsele den Beruf besser nicht darüber nachdenken, ich habe den kleinen Aktenkoffer auf die Ablage über meinem Sitz gelegt und unauffällig ans Gepäcknetz gekettet, besser wäre es für einen Augenblick die Augen zu schließen, aber auf dem Bahnsteig verfolgen Polizisten auf zweirädrigen Elektrowagen Marke Achilles oder Hektor ohne Pferde einen jungen Schwarzen, der zur Überraschung und Erregung der Reisenden Richtung Gleise flieht, die blauen Engel, vielleicht Verkünder der Apokalypse, reiten auf einem seltsamen Roller in stumpfem Himmelsblau, alle steigen aus um das Schauspiel zu genießen, der Sohn des Tydeus und Pallas Athene fallen über die Troer her, einige Dutzend Meter von mir entfernt Richtung Lokomotive holt einer der beiden Carabinieri den Fliehenden ein und schleudert den bereits gestellten Mann mit einem Schlag von seltener Wucht verstärkt noch durch die Geschwindigkeit seines Fahrzeugs gegen einen der Betonpfeiler in der Mitte des Bahnsteigs, der Flüchtling prallt auf die Säule, er schlägt mit dem Kopf gegen den Beton und stürzt, mit-

ten im Bahnhof Milano Centrale fällt er gerade rechtzeitig auf den Bauch, damit der zweite Engel ihm aufs Kreuz springen und ihn niederzwingen kann, er hockt auf seinem Rücken wie ein Tierbändiger oder wie ein Bauer, der ein störrisches Tier fesselt, dann steigt er wieder auf sein Gefährt und zieht den strauchelnden Delinquenten unter dem bewundernden Gemurmel der Menge an einer Kette hinter sich her, eine antike Triumphszene, man führt die Besiegten in Ketten hinter den Kampfwagen herum, man zieht sie fort zu den bauchigen Schiffen, der Schwarze hat ein verquollenes Gesicht und seine Nase blutet, er geht erhobenen Hauptes, ein wenig ungläubig steigen alle wieder in den Zug ein, der Zwischenfall ist vorbei, nur wenige Minuten vor der Abfahrt hat die Justiz triumphiert, ich werfe einen Blick auf den Aktenkoffer, ich habe große Angst nicht einschlafen zu können, verfolgt zu werden, sobald ich döse in der Wachsamkeit nachlasse wird man sich in meinen Schlaf drängen oder unter meine Lider um sie aufzuschlagen wie man einen Falstore oder einen venezianischen Vorhang einen Spaltbreit öffnet, an Venedig hatte ich schon lange nicht mehr gedacht, an das grüne Wasser bei der Zollspitze, an den Nebel auf den Zattere-Kais und an die Kälte, die einen packt, wenn man von den Fondamenta Nuove zum Friedhof von San Michele hinüberschaut, und seit meiner Rückkehr aus dem Krieg nicht mehr an die Ombras, die Schatten, wie die Gläschen Wein in Venedig heißen, die im Winter ab fünf Uhr nachmittags getrunken werden, und mir fallen wieder die slawischen Geiger ein, die für Japaner spielten, Franzosen in den schönsten Karnevalsmasken, und ein vermögender Friseur aus München, der einen Palast am Canale Grande erworben hatte, und mit einem Ruck fährt der Zug an ich lehne den Kopf zurück los geht's noch gut fünfhundert Kilometer bis zum Weltende

II

ich lasse mich einlullen von der gleichmäßigen Abfolge der Vororte der Stadt mit dem Namen des spanischen Soldaten und des Raubvogels, den Vororten einer Stadt des Nordens wie es sie zuhauf gibt mit Mietshäusern um die Proletarier zusammenzupferchen, die Immigranten der sechziger Jahre, KZ-Atmosphäre in der Vertikalen, im paradoxen Gleichmaß der Bahnschwellen – ich bin in Venedig, in jenem winzigen feuchten Appartement, in dem es nur in der Küche Licht gab, der Boden fiel ab, beim Schlafen ragten die Füße aus dem Bett, was angeblich gut für den Kreislauf ist, es lag am Eingang des Ghettos gegenüber der Bäckerei vor der großen Synagoge wo ich gelegentlich Psalmen und Lieder hörte, manchmal rief der Name des Viertels, Ghetto Vecchio, Angst hervor, besonders nachts wenn alles verlassen und still war, wenn die eisige Bora wehte die direkt aus der Ukraine zu kommen schien nachdem sie Tschechen Ungarn und Österreicher hatte erstarren lassen, ich konnte in meinem Alten Ghetto nicht umhin an Łódź Kraków Saloniki und andere Ghettos zu denken, von denen nichts mehr übrig ist, an den Winter 1942, die Züge nach Treblinka, Bełżec und Sobibór verfolgten einen unweigerlich, 1993 einige Monate nach meinem eigenen Krieg und genau fünfzig Jahre nach der Vernichtung dachte ich in dem in Nebel und Kälte versunkenen venezianischen Ghetto an die deutsche Todesmaschinerie ohne zu wissen dass sich eines ihrer letzten Räder ganz in der Nähe gedreht hatte, nur wenige

Kilometer von hier entfernt, doch wenn ich jetzt in der Benommenheit der Bahnfahrt wieder an Venedig denke dann vor allem wegen der Frau die mir dorthin nachgekommen war, an ihren Körper den sie mir so oft verweigerte und der mich zu langen manchmal bis zum Morgengrauen dauernden nächtlichen Wanderungen zwang, ich ging mit meiner schwarzen Kappe auf dem Kopf über den Campo di Mori, ich grüßte den heiligen Christophorus über dem Portal der Kirche Madonna dell'Orto, ich irrte mich zwischen den wenigen modernen Gebäuden, die dort standen als hätte man sie absichtlich in versteckten Winkeln errichtet damit niemand sie sieht, als wären sie von der Lagune nicht genügend versteckt, und wie oft kam es vor, dass ich mich bei Tagesanbruch bei einem Kaffee mit den Lotsen und Schiffsführern der Vaporetti wiederfand für die ich nicht existierte, denn die Venezianer haben die atavistische Eigenschaft niemanden zu beachten der nicht zu ihnen gehört, Auswärtige nicht wahrzunehmen, sie verschwinden zu lassen, und diese souveräne Missachtung, diese sonderbare altmodische Erhabenheit des Hilfsbedürftigen, der die Hand, die ihn nährt, vollkommen übergeht, war nicht unangenehm, sondern im Gegenteil eine große Offenheit und Freiheit, fernab der kommerziellen Anbiederung die die ganze Welt heimgesucht hat, die ganze Welt außer Venedig wo man einen weiterhin übergeht und nicht beachtet als bräuchten sie einen dort nicht, als bräuchte der Gastwirt in Venedig keine Kundschaft, so reich wie er ist an seiner ganzen Stadt und so sicher und gewiss, dass an seinen Tischen, was auch immer geschieht, bald weniger abgefeymte Gäste sitzen würden, und das verleiht ihm eine furchterregende Überlegenheit über den Gast, die Überlegenheit des Geiers über das Aas, am Ende wird der Besucher ob mit oder ohne Lächeln immer gerupft,

ausgenommen, wozu ihm etwas vormachen, sogar der Bäcker gegenüber von meiner Wohnung räumte ein ohne mit der Wimper zu zucken, dass sein Brot nicht besonders gut und sein Gebäck überteuert war, derselbe Bäcker sah mich monatelang jeden Tag jeden Tag ohne mir je zuzulächeln, seine Kraft lag in der Gewissheit, dass ich verschwinden würde, eines Tages würde ich Venedig und die Lagune verlassen, ob nach ein, zwei, drei oder zehn Jahren, er war von der Insel und ich nicht, und er erinnerte mich jeden Morgen daran, was heilsam war, ich brauchte mir keine Illusionen zu machen ich verkehrte nur mit Ausländern, Slawen, Palästinensern, Libanesen, Ghassan, Nayef, Khalil und sogar einem Syrer aus Damaskus, der eine Bar betrieb, in der sich Studenten und Emigranten trafen, er war ein ehemaliger Matrose, der bei einem Zwischenstopp desertiert war, ein ziemlich rauer Typ, den man nie mit dem Meer oder einem Schiff in Verbindung gebracht hätte, mit einem waschechten Bauernschädel, ich erinnere mich an seine riesigen, stark behaarten Ohren, er war sehr fromm, er betete, fastete und trank nie von dem Schnaps, den er seinen Kunden einschenkte, seine Schwäche waren Mädchen, vor allem Nutten, zu seiner Rechtfertigung sagte er immer, der Prophet habe hundert Frauen gehabt, er liebe nun mal Frauen und alles in allem sei das Herumhuren doch eine schöne Sünde, ich hingegen hurte nicht viel herum in Venedig, der Winter hörte nie auf, war nass und kalt, der Hurerei in der Tat nicht besonders zuträglich, mir fällt ein, dass ich in der ersten Nacht im Ghetto keine Bettdecke hatte und so sehr fror, dass ich mich in einen völlig verstaubten Orientteppich wickelte, vollständig angezogen und mit meinen Schuhen, weil mich der steife Bettvorleger wie ein Röhre umhüllte, die Füße aber nicht bedeckte, vor dem Einschlafen las ich Geschichten über Geisterschiffe von William Hope

Hogdson wie ein verkrachter Fakir oder ein in seine Hängematte eingenähter Seemann, der darauf wartet dass man ihn dem Meer übergibt, fern jeder erotischen Atmosphäre, die manche Leute Venedig verleihen, ein Kerl, der eingewickelt wie eine bröselige und abgeraspelte Zigarre auf seinem eigenen Bett liegt, Latschen an, Kappe auf, warum ging die Heizung nicht, ich kann mich einfach nicht erinnern, in diesem Waggon sind jetzt aber bestimmt fünfundzwanzig Grad, ich habe zur selben Zeit wie der Fahrgast mir gegenüber meinen Pulli ausgezogen, er hat einen Schädel wie ein weißer Rapper aus New York und liest mit überheblichem Gesichtsausdruck *Pronto*, ich frage mich, was er mir verkünden wird, bestimmt nicht den Weltuntergang, eher das Zerwürfnis eines Schauspielerpärchens aus Hollywood oder die Überdosis Kokain eines dreißigjährigen italienischen Geschäftsmannes, des Neffen oder Enkels von Fiatchef Agnelli, ich kann seinen Vornamen auf der Titelseite lesen, Lupo, seltsam, ich muss mich irren, wie kann man Geschäftsmann sein und Wolf heißen, ich stelle ihn mir schön vor, glänzendes Haar, weiße Zähne, mit lebhaften und ein wenig geröteten Augen, bestimmt hat man ihn bewusstlos in einem Luxusappartement in Turin gefunden, vielleicht in Gesellschaft irgendeiner Halbweltdame, sein Lamborghini ist ordentlich vor dem Haus geparkt, mit wer weiß was mit einem bisschen Blut oder Galle am aufgeknöpften Armani-Hemd, ich ahne die Aufregung der Damen im Foyer, die in der Mehrzahl solche Zeitschriften lesen, mein Gott, dieser Wolf ist wirklich schön, wirklich reich, aus gutem Haus, was für ein trauriger Schlamassel, er hätte so viel Anstand besitzen können mit dreihundert Stundenkilometern gegen eine Absperrung zu prallen, einen Hubschrauber- oder einen Jet-Ski-Unfall zu haben, von einer Schraube seiner eigenen Yacht zerstückelt zu werden oder